

## KLEINE BEITRÄGE

### Zur Echtheit von zwei Briefen aus dem Glinka-Museum in Moskau

Der vorliegende Beitrag befaßt sich mit zwei heute in Rußland aufbewahrten Briefen, die mit dem Namen von großen deutschen Komponisten – Johann Sebastian Bach und Georg Friedrich Händel – unterzeichnet wurden. Da die Dokumente der Forschung bislang nur in Kopie oder aber gar nicht zugänglich waren, unterblieb bislang eine eingehende Untersuchung. Dies soll im folgenden nachgeholt werden.

#### I

Der erste Brief trägt den Namen Bachs und hat folgenden Wortlaut (siehe auch Abbildung 1):

Leipzig 20 [26?] märz 1748.

Her Martius

Jezo vergeth mir das Geduld. Wie Lange glauben sie wohl das ich mit dem *Clavecin* warten soll? Zwey Monathe sind schon vergangen und es steht noch immer beym nehmlichen. Es thut mir Leid sie so zu schreiben ich kan aber nicht anderes. Sie müsen es in ordnung bringen und das in 5 Tagen sonst werden wir nie Freunde.

Adieu

*Joh: Sebast: Bach*

Den bisherigen Kenntnisstand zu diesem Schreiben faßt der Kommentar in Dok III knapp zusammen: „WZ nicht ermittelt. – Gegenwärtiger Besitzer unbekannt (sowjetischer Privatbesitz?), Fotokopie im Staatlichen Zentralmuseum für Musikkultur ‚M. I. Glinka‘, Moskau“.<sup>1</sup> Eine jüngst durchgeführte Überprüfung dieser Angaben ergab hingegen, daß sich nicht nur eine Fotokopie, sondern auch der Brief selbst im Moskauer Glinka-Museum befindet; er wird dort unter der Signatur *F. 292, Nr. 476* aufbewahrt. Das Dokument wurde im Jahre 1968 von einer Moskauerin namens Vera Nikolajewna Jelagina dem Museum übergeben. Der an allen Seiten beschnittene Bogen hat in aufgeschlagenem Zustand die Maße 19,2 × 32,4 cm. Das in der Bogenmitte

<sup>1</sup> Vgl. Dok III, Anhang, S. 627 (Nr. 45c). Die Angaben basieren offenbar auf falschen Informationen seitens des Museums.

befindliche Wasserzeichen ist gut erkennbar; es handelt sich um das bekannte Zeichen „Holländischer Freiheitslöwe auf Podest mit der Aufschrift VRYHEYT und umrahmendem Schriftband PRO PATRIA EIUSQUE LIBERTATE“. Die Steglinien verlaufen waagrecht mit einem Abstand von 24 mm; in einem Fall ist der Abstand nur halb so groß. Der Text füllt lediglich die erste Seite.

Der Brief wird in einem Umschlag aus wasserzeichenlosem Papier aufbewahrt. Auf der Vorderseite ist ein Streifen aus altem blaugrauen Papier angeklebt; er trägt die Aufschrift: „Kompositoren | Johan Sebastian Bach“, darunter mit Bleistift das – vermutlich auf das Wasserzeichen des Briefbogens zu beziehende – Wort „Vryheid“ (siehe Abbildung 2).

Der Brief zeigt keine Merkmale der Handschrift von Johann Sebastian Bach, er wurde vollständig – einschließlich Unterschrift – von anderer Hand geschrieben. Der Schreiber läßt sich in Bachs Umkreis nicht nachweisen. Auffällig ist, daß der Brief neben seiner sprachlichen Fehlerhaftigkeit<sup>2</sup> eine ganze Reihe anderer Merkmale aufweist, die ihn von anderen Briefen J. S. Bachs wesentlich unterscheidet. Sie seien im folgenden knapp diskutiert.

### 1. Abweichungen von den zeitgenössischen Regeln zur Form des deutschen Briefes

Im 18. Jahrhundert folgte das Briefeschreiben einem über Jahrhunderte gewachsenen und genau festgelegten System von Regeln; es konnte mit Fug und Recht als Teil der deutschen Kulturgeschichte bezeichnet werden.<sup>3</sup> Genau festgelegt waren Form, Aufbau und Stil eines Briefes. Daneben hatte der Verfasser bestimmte Anredeformeln zu beachten, die die gesellschaftliche Stellung des Adressaten sowie die hierarchische Distanz und den Grad der Bekanntheit zwischen den Briefpartnern kennzeichneten. Ebenso streng reglementiert waren auch die Formeln des Abschieds, die Unterschrift am Ende und die Angabe des Datums. Ein Brief mußte die klar voneinander getrennten Abschnitte Einleitung (mit einem kleinen Gruß, der auf das Wohlwollen des Adressaten zielte), Hauptteil und Schluß enthalten. Bestimmten Regeln war auch die Topographie des Briefes unterworfen, das heißt, die Anordnung des Texts auf dem Blatt Papier unter Beachtung von Abständen zwischen der

<sup>2</sup> Vgl. ebenda: „Zweifellos stellt der Brief eine Meinungsäußerung Bachs dar, wenn gleich angesichts der sprachlichen Fehlerhaftigkeit unwahrscheinlich ist, daß Bach das Schriftstück vor der Absendung zu Gesicht bekommen hat.“

<sup>3</sup> Vgl. G. Steinhausen, *Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes*, 2 Bde., Berlin 1889–1891.

Anrede und dem Anfang des eigentlichen Brieftexts sowie auch der Verhältnisse zwischen den anderen Abschnitten einschließlich Unterschrift und Datum. Diese Kultur des Briefeschreibens war für den Menschen der damaligen Zeit Teil seiner allgemeinen Bildung und Erziehung. Die Kunst des Briefeschreibens und die entsprechenden Regeln wurden in speziellen Anweisungen – sogenannten „Briefstellern“ – gelehrt, die im 18. Jahrhundert und auch noch später in großer Zahl gedruckt wurden.<sup>4</sup>

Die erhaltenen Privatbriefe Johann Sebastian Bachs sowie auch seine Eingaben halten sich streng an die damaligen Regeln. Die Persönlichkeit des großen Komponisten bleibt auch in seiner privaten (wie es scheint, sogar in seiner persönlichen) Korrespondenz weitgehend hinter dem stets beibehaltenen Zeremoniell verborgen. In seinem Briefwechsel herrscht ein zurückhaltender und höflicher Ton. Bach befolgte die Regeln der Etikette auch dann, wenn er beispielsweise durch die Handlungen des Leipziger Rats sehr verärgert war. Und wie verschieden die Privatbriefe, Geschäftsbriefe und Eingaben Bachs untereinander auch sein mögen, sie bewahren eine gewisse Stileinheit und entsprechen den Umgangsformen der damaligen Zeit. Umso auffälliger ist es, daß der oben zitierte Brief eine ganze Reihe von groben Verstößen gegen die zeitspezifischen Normen aufweist:

– Die Anrede mußte Achtung und Respekt ausdrücken. Typisch für die Bach-Zeit sind zweizeilige Anreden.<sup>5</sup> Wie die folgenden Beispiele belegen, wird diese Regel in Bachs Privatbriefen stets befolgt:

„HochEdler. | Hochgeehrtester Herr“ (im Brief an August Becker vom 14. Januar 1714; Dok I, Nr. 2)

<sup>4</sup> Vgl. etwa C. F. Gellert, *Sämmtliche Schriften*, Bd. 4: *Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* (1751), neue verbesserte Auflage, Leipzig 1784; J. C. Adelung, *Ueber den Deutschen Styl*, Bd. 2–3, Berlin 1785; G. von Gaal, *Allgemeiner deutscher Muster-Briefsteller und Universal-Haus-Secretär für alle in den verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen sowie im Geschäfts- und Privatleben vorkommenden Fälle. Achte gänzlich umgearbeitete und den Zeitverhältnissen vollkommen angepasste Auflage*, Wien und Leipzig 1883; Steinhäuser (wie Fußnote 3). Es ist bemerkenswert, daß ähnliche Werke und Anleitungen für das Schreiben von Briefen im 18. Jahrhundert auch in Rußland erschienen sind; diese weisen mit deutschen Briefstellern zahlreiche Gemeinsamkeiten auf (siehe beispielsweise *Nastawlenije, kak sočinjat' i pisat' wsjakije pis'ma k raznim osobam, s priobsčenijem primerow iz raznich awtorow*, Čast' I, Moskwa 1769).

<sup>5</sup> Vgl. hierzu Gaal (wie Fußnote 4), S. 65. Im vorliegenden Beitrag wird zur Darstellung der Konventionen des Briefeschreibens eine späte Auflage von Gaals Buch verwendet; daher sei eigens darauf hingewiesen, daß die Traditionen der Bach-Zeit auch im späten 19. Jahrhundert noch weitgehend beibehalten wurden.

„HochEdler, Vest- und Hochgelahrter | Hochgeehrteter Herr“ (Brief an August Becker vom 19. März 1714; Dok I, Nr. 4)

„Hoch-Edler. | Insonders hochgeehrteter Herr | und (so es noch erlaubt seyn dörrfte) | Werthester Herr Bruder“ (Brief an Georg Erdmann vom 28. Juli 1726; BJ 1985, S. 85)

„*Monsieur.* | *Mon tres honoré Amy*“ (Brief an Christoph Gottlob Wecker vom 20. März 1729, Dok I, Nr. 20)

„HochEdelgebohner Vest und Hoch- | gelahrter. | Besonders Hochgeehrteter Herr *Senior* | Hochgeschätzter Gönner etc.“ (Brief an Tobias Rothschieer vom 2. Mai 1735; Dok I, Nr. 30)

„HochwohlEdler. | Hochgeehrteter Herr Klemm“ (Brief an Johann Friedrich Klemm vom 30. Oktober 1736; Dok I, Nr. 37)

„Hoch-Wohl-Edler etc. | Hochgeehrter Herr Vetter“ (Brief an Johann Elias Bach vom 6. Oktober 1748; Dok I, Nr. 49)

In keinem der Briefe Bachs ist eine Anredeformel zu finden, die derjenigen des Briefes im Glinka-Museum entspricht.

– Der Schlußteil des Briefes konnte, je nachdem, ob es sich um eine Bitte, eine Einladung, einen Wunsch, eine Tröstung oder ähnliches handelte, verschiedenartig gestaltet werden. Die letzten Zeilen des Briefes aber hatten den Respekt dem Adressaten gegenüber zu betonen.<sup>6</sup> Die Unterschrift hatte von Formeln wie „unterthäniger Knecht“, „ergebenster Diener“ begleitet zu sein. Die zeitgenössischen Briefsteller bieten hier stets eine große Auswahl an Möglichkeiten. Auch in diesem Punkt hielt Bach sich genau an die allgemeinen Regeln. Zum Beispiel beendete er den Brief an Johann Friedrich Klemm vom 30. Oktober 1736 folgendermaßen:

„Wie nun so wohl meine Bitte als den *anexum* geneigten *ingreß* zu finden wünsche u. hoffe, als beharre mit aller ergebensten Danckschuldigkeit zu iederzeit

Eu. HochwohlEdlen

gantz gehorsamer  
Diener  
*J. S. Bach.*<sup>7</sup>

Der Schlußsatz des Briefes an Georg Erdmann von 1730 lautet folgendermaßen:

<sup>6</sup> Ebenda, S. 77.

<sup>7</sup> Dok I, Nr. 37.

„Ich überschreite fast das Maaß der Höflichkeit wenn Eu: Hochwohlgebohren mit mehreren *incommodire*, derowegen eile zum Schluß mit allem ergebensten *respect* zeit Lebens verharrend

Eu: Hochwohlgebohren

gantz gehorsamst-  
ergebenster Diener  
*Joh: Sebast: Bach.*<sup>8</sup>

Wie man sieht, wiederholte Bach vor dem obligatorischen „ergebenster Diener ...“ oder „gantz gehorsamster und verbundenster Knecht ...“ im wesentlichen die Anrede an den Adressaten, die er am Anfang des Briefes verwendet hatte. Außerdem brachte Bach seinen Namen in der Regel deutlich unter dem Haupttext an, als wollte er ihn in der unteren Ecke des Blattes verstecken. Auch wenn eine solche Schlußformel (und sogar ihre Topographie) ganz zeitgemäß war, fällt auf, daß er bei der Wahl seiner Ergebenheitsfloskeln (wie zum Beispiel „gantz gehorsamst-ergebenster“, „unterthänigsten und gantz gehorsamsten“ usw.) stets große Sorgfalt anwandte. Jedenfalls ist, mit Ausnahme des Briefes aus dem Glinka-Museum, kein Brief bekannt, in dem Bach auf dergleichen Formulierung verzichtet hätte. Völlig untypisch ist daher nicht nur die Formulierung „Adieu *Joh: Sebast: Bach*“, sondern auch die Tatsache, daß der Name des Briefschreibers durch Unterstreichung hervorgehoben ist.

– Im Martius-Brief steht die Angabe des Datums<sup>9</sup> in der rechten oberen Ecke. Nach dem damaligen Brauch konnte das Datum sowohl am Anfang als auch am Ende (unten links) eines Briefes angegeben werden.<sup>10</sup> In der überwiegenden Mehrheit der erhaltenen Briefe hat Bach das Datum unten links am Ende des Textes geschrieben.<sup>11</sup> Es gibt aber auch Briefe, in denen er das Datum am Anfang oben rechts vermerkte.<sup>12</sup> Eine weitere Besonderheit ist, daß im

<sup>8</sup> Dok I, Nr. 23, S. 68.

<sup>9</sup> „Unter dem sogenannten Datum versteht man gewöhnlich die Angabe des Ortes, wo man den Brief schreibt, und des Tages und Jahres, an welchem man ihn schreibt“ (Gaal, S. 78).

<sup>10</sup> Die vorhandenen Quellen geben verschiedene Auskunft in dieser Angelegenheit. Gaal, S. 79, trifft folgende Unterscheidung: „Man hat für das Datum im Briefe eine zweifache Stelle. Gewöhnlich schreibt man es bei freundschaftlichen Briefen und solchen, welche Geschäfte betreffen, oben am Rande rechter Hand, ober der Ueberschrift; in Briefen an Höhere aber der Unterschrift gerade gegenüber zur linken Seite des Bogens“. In den in zeitgenössischen Briefstellern mitgeteilten Beispielen findet sich das Datum in der Regel allerdings am Ende des Briefes (unten links mit Abstand vom Haupttext).

<sup>11</sup> Dok I, Nr. 1, 2, 4, 5, 8, 10–23, 25–28, 30–35, 37–44, 47, 48, 54.

<sup>12</sup> Dok I, Nr. 49 und 50.

Martius-Brief die Angabe des Orts und der Zeit weder mit Punkt noch mit Komma voneinander getrennt wurden. In seinen eigenhändigen Briefen hat Bach in der Regel einen Punkt verwendet,<sup>13</sup> seltener ein Komma.<sup>14</sup> Nur in wenigen Fällen wird überhaupt kein trennendes Zeichen verwendet.<sup>15</sup> In einigen Briefen werden Ort und Zeit auf verschiedenen Zeilen angegeben, was man an sich schon als trennendes Zeichen ansehen kann.<sup>16</sup>

Eine andere Besonderheit des Briefes an Herrn Martius ist das Fehlen des von Bach fast stets gebrauchten Artikels „den“, „d.“ (oder einfach „d“) oder „am“ vor der Datumsangabe.<sup>17</sup> Schließlich ist das Fehlen des Punktes nach der Ordnungszahl bemerkenswert, da dies für Bach untypisch ist.<sup>18</sup>

– Allgemeiner Tonfall. Man legte damals großen Wert auf „den richtigen Ton“ und „den guten Geschmack in Briefen“. Gemeinsam mit dem Streben nach „Klarheit“ und „Deutlichkeit“ sollte der Autor eines Briefes sich einer gewissen „Gefälligkeit“ und „Annehmlichkeit, die zum Lesen anregen konnte“, befleißigen.<sup>19</sup> Es ist kein Zufall, daß 1751 ein Briefsteller mit dem kennzeichnenden Titel „Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen“ erschien.<sup>20</sup>

Der Ton der Briefes an Herrn Martius aber zeichnet sich durch unverstellt ausgedrückten Ärger und sogar Grobheit aus – eine Freiheit, die sich Bach beim Schreiben seiner Briefe niemals erlaubte. Die Wahl der Wörter und Redewendungen im Martius-Brief entsprechen ganz offensichtlich nicht dem Stil der anderen erhaltenen Briefe Bachs (über den Stil der schriftlichen Sprache Bachs siehe weiter unten). Es ist bezeichnend, daß Bach sogar in seinen im Zusammenhang mit dem Präfektenstreit entstandenen Schreiben aus den Jahren 1736 und 1737 an den Rat der Stadt Leipzig, an das Leipziger

<sup>13</sup> Dok I, Nr. 1, 2, 4, 8, 10, 11, 13–17, 21, 25, 26, 31–35, 37, 38, 42, 43, 48–50.

<sup>14</sup> Dok I, Nr. 12, 18, 20, 22.

<sup>15</sup> Dok I, Nr. 5, 19, 28, 54. Außer Nr. 5 handelt es sich stets um fremschriftliche Briefe.

<sup>16</sup> Dok I, Nr. 27, 30, 39–41, 44, 47; durchweg nicht eigenhändig.

<sup>17</sup> J. S. Bach benutzte in der Regel „den“, „d.“ oder „d“ (vgl. Dok I, Nr. 1, 2, 4, 5, 8, 10–23, 25–27, 30–35, 37–43, 47–50, 54), sehr selten „am“ (vgl. Dok I, Nr. 28 und 44 – beide nicht eigenhändig).

<sup>18</sup> In der überwiegenden Mehrheit der Briefe Bachs steht ein Punkt (vgl. Dok I, Nr. 4, 5, 8, 10–12, 14–23, 25–28, 31–35, 37, 39–43, 47–50). Nur in wenigen Briefen wurde dieser ausgelassen (vgl. Dok I, Nr. 1, 2, 30, 38).

<sup>19</sup> „Man soll sich bei Verfassung eines Briefes bemühen, seine Gedanken leicht und angenehm, natürlich und herzlich vorzutragen, ihnen eine gute Wendung zu geben, sie mit Kraft und Wärme auszudrücken und sich des Gemeinen zu enthalten“ (Gaal, S. 59).

<sup>20</sup> Gellert (wie Fußnote 4).

Konsistorium und an den Kurfürsten, in denen das Anwachsen seiner Verärgerung deutlich zu verfolgen ist, insgesamt einen höflichen und verbindlichen Ton beibehielt und dem allgemeinen „guten Geschmack in Briefen“ die Treue bewahrte.<sup>21</sup>

Außerdem weicht der Martius-Brief von der Form her von den üblichen Normen ab. Es fehlen die Abschnitte Einleitung und Schluß. Der ganze Brief besteht aus einem einzigen Hauptteil, in dem das Anliegen des Verfassers ohne jegliche Vorrede unverblümt geäußert wird und sodann mit der groben Drohung, die Freundschaft aufzukündigen, schließt. Das alles befindet sich in klarem Widerspruch zu den Regeln des „guten Tons“ und des „guten Geschmacks“.

– Topographie. Große Aufmerksamkeit wurde im 18. Jahrhundert der richtigen Anordnung des Brieftexts auf dem Papier – also der Einhaltung von Rändern, der Gestaltung von Absätzen usw. – gewidmet. So werden in den deutschen Briefstellern alle Einzelheiten der für die Briefe des 18. Jahrhunderts typischen Topographie gründlich beschrieben: „In Hinsicht der Stellung und des Raumes beobachte man beim Schreiben des Briefes Folgendes: Im Allgemeinen bleibt auf jeder Seite des Briefbogens oben auf der linken Seite und unten ein zwei bis drei Finger breiter Rand unbeschrieben. In Briefen an Vornehme werden diese Ränder, besonders oben und unten, etwas breiter. Auf der ersten Seite fängt man zwei auch drei Finger breit unterhalb der Anrede an zu schreiben, fährt so fort, daß der eben erwähnte Rand zur Linken bleibt, daß eine Zeile gerade unter der andern steht und daß die Anfänge der Zeilen in gerader Linie unter einander, gleichweit vom Bruche des Briefbogens entfernt, stehen. Auf der rechten Seite wird ganz hinaus geschrieben und kein Raum gelassen. Man presse hier die Buchstaben nicht zu sehr zusammen, sondern theile die Wörter lieber ab.“<sup>22</sup>

Beim Betrachten von authentischen Briefen J. S. Bachs ist unschwer zu bemerken, daß in ihnen die beschriebene Anordnung des Textes strikt beachtet wird. Bach ließ gewöhnlich oben und meist auch links einen sehr breiten Rand. Zudem ist zu beobachten, daß bei Bach die Zeilenanfänge im weiteren Verlauf häufig immer weiter nach rechts wandern, so daß der linke Rand zum Fuß der Seite hin noch breiter wird. Nach rechts hin nutzte Bach den zur Verfügung stehenden Raum hingegen meist voll aus, so daß häufige Silbentrennungen unvermeidlich waren. Außerdem beachtete Bach die nötigen Abstände nach der Anrede und vor dem eigentlichen Text des Briefes und gleichermaßen zwischen Brieftext und Unterschrift. Diese Abstände wurden je nach Adressat

<sup>21</sup> Dok I, Nr. 32–35 und 39–41. Vgl. auch F. Mund, *Lebenskrisen als Raum der Freiheit. Johann Sebastian Bach in seinen Briefen*, Kassel 1997.

<sup>22</sup> Gaal, S. 72.

variiert. So sind zum Beispiel im Brief an August Becker vom 14. Januar 1714, im Schreiben an den Rat der Stadt Erfurt vom 17. März 1722 und in den Briefen an Georg Erdmann aus den Jahren 1726 und 1730 die Absätze sehr groß, im Brief an Johann Elias Bach vom 6. Oktober 1748 sind sie hingegen kleiner.<sup>23</sup>

In dem hier untersuchten Brief an Herrn Martius erkennen wir eine ganz andere Topographie. Der Text füllt die gesamte Fläche des Blattes gleichmäßig aus. Nicht nur wird die Angabe des Datums nicht durch einen Abstand vom restlichen Text getrennt, die Buchstaben kommen sogar mit der Anrede in Berührung. Der obere Rand fehlt fast ganz. Zwischen der Anrede und dem Haupttext des Briefes ist der Abstand praktisch derselbe wie zwischen den einzelnen Textzeilen des Hauptteils. Zwar ist der linke Rand vorhanden, doch entspricht er nicht der in den Briefstellern geforderten Breite. Auch der Abstand zwischen Brieftext und Unterschrift fehlt. Außerdem ist der rechte Rand sehr unregelmäßig, bei manchen Zeilen ist er ebenso breit oder gar noch breiter als der linke Rand. Silbentrennungen kommen überhaupt nicht vor.

Zwar ist der Brief mit einer einzigen Seite sehr kurz, doch gibt es auch für solche Fälle in den deutschen Briefstellern konkrete Empfehlungen: „Ist der Brief nicht lang, so daß er vielleicht nur die erste Seite des Bogens einnimmt, so darf man nicht, um nur nicht umwenden zu müssen, den Schluß ganz an's Ende der Seite hinbringen. Unten muß ebenfalls der vorhin erwähnte Rand bleiben, und man muß darum lieber die letzteren Zeilen des Briefes nebst dem Schlusse auf die zweite Seite schreiben. Doch darf wieder hier nicht etwa bloß der Schluß oder die Unterschrift stehen, was nicht gut in's Auge fallen würde. Man muß zu dem Ende schon im Voraus beim Schreiben auf das Räumliche Rücksicht nehmen und entweder etwas enger oder etwas weitläufiger schreiben, damit auch das Aeußere des Briefes nicht ungefällig werde.“<sup>24</sup>

## 2. Kurrentschrift<sup>25</sup>

Ein auffälliges Merkmal des Martius-Briefes ist die ziemlich seltsame Kurrentschrift. Trotz der Kürze des Texts stößt man bei aufmerksamer Betrachtung auf eine große Vielfalt in der Gestalt der Buchstaben, häufig finden sich

<sup>23</sup> Vgl. auch die zahlreichen Faksimiles eigenhändiger Briefe Bachs, etwa in Dok I, nach S. 32 (Brief an A. Becker vom 14. Januar 1714), nach S. 48 (Brief an den Rat der Stadt Erfurt, 15. März 1722) und nach S. 176 (Eingabe an Kurfürst August I. von Sachsen vom 3. November 1725).

<sup>24</sup> Ebenda, S. 72–73.

<sup>25</sup> Unter „Kurrent“ oder „Kurrentschrift“ versteht man die sogenannte „deutsche Schreibschrift“, die sich aus der mittelalterlichen Frakturschrift entwickelte.



Abweichungen von den Regeln. So entspricht zum Beispiel der Buchstabe „H“ in dem auch orthographisch problematischen Wort „Her“ nicht der üblichen Kurrentform. Die Schreibweise der Minuskel „h“ weist häufig eine Mischung aus Kurrent und Kursiv auf (vergleiche etwa die Wörter „vergeth“, „wohl“, „Monathe“, „thut“).<sup>26</sup> Das „S“ im Wort „Sie“ ist ebenfalls nicht Kurrent; desgleichen entspricht „s“ am Ende der Wörter „Es“ und „das“ nicht den Regeln. Die Form des „s“ am Anfang und in der Mitte der Wörter zeigt eine große Vielfalt, entspricht aber in keinem einzigen Fall den allgemein gültigen Regeln. Die Form des Buchstabens „e“ schwankt zwischen Kurrent und Kursiv, sogar innerhalb eines Wortes (zum Beispiel, „werden“, „nehmlichen“). Der Buchstabe „u“ – obwohl er neun Mal in dem hier diskutierten Brief vorkommt – wird kein einziges Mal mit dem in der Kurrentschrift geforderten Überstrich geschrieben.

### 3. Orthographie und Grammatik

Weitere auffällige Merkmale des Martius-Briefes sind seine „sprachliche Fehlerhaftigkeit“ sowie die das übliche Maß sprengenden Abweichungen von der orthographischen Norm. Die Schwierigkeit bei der Diskussion dieses Aspekts besteht darin, daß zu Bachs Zeit Grammatik und Orthographie der deutschen Sprache sich noch in einem uneinheitlichen Zustand befanden. Die Arbeiten von Schottel, Bödiker, Freyer, Antesperg, Gottsched, Adelung und anderen haben eine große Rolle in der allmählichen Standardisierung der deutschen Orthographie gespielt.<sup>27</sup> Dennoch gilt Adolf Bachs Beobachtung: „Die sichere Kenntnis einer streng geregelten Rechtschreibung ist erst im 19. Jahrhundert Gemeinbesitz der Deutschen geworden. Noch im 18. Jahrhundert zeigen etwa die Briefe einer Liselotte von der Pfalz, einer Frau Rat

<sup>26</sup> Als „Kursiv“ wird die Schrift bezeichnet, die aus der lateinischen Schrift (Antiqua) hervorgegangen ist.

<sup>27</sup> J. G. Schottel, *Teutsche Sprachkunst*, Braunschweig 1641 (2. Aufl. 1651); ders., *Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HauptSprache*, Braunschweig 1663 (Neuausgabe 1737); J. Bödiker, *Grund-Sätze Der Deutschen Sprachen im Reden und Schreiben*, Cölln a. d. Spree 1690 (weitere Auflagen 1698, 1701, 1709); H. Freyer, *Anweisung zur Teutschen Orthographie*, Halle 1722 (weitere Auflagen 1728, 1735, 1746); J. B. von Antesperg, *Das deutsche kaysersliche Schul und Canzeley-Wörterbuch*, Wien 1738; ders., *Die Kayserliche Deutsche Grammatick*, Wien 1747 (2. Auflage 1749); J. C. Gottsched, *Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst*, Leipzig 1748 (fünf weitere Auflagen zwischen 1749 und 1776); ders., *Kern der deutschen Sprachkunst*, Leipzig 1753; J. C. Adelung, *Deutsche Sprachlehre*, Berlin 1781; ders., *Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache*, 2 Bde., Leipzig 1782; ders., *Vollständige Anweisung zur Deutschen Orthographie*, Leipzig 1788.

Goethe oder der Mutter des Freiherrn vom Stein die ganze Willkür, die damals auch bei Gebildeten in orthographischen Dingen bestand.“<sup>28</sup> In den Briefen der damaligen Zeit treten solche Abweichungen von der Norm ziemlich häufig auf. Zum Beispiel war die Schreibung der Substantive und auch des Personalpronomens „Sie“ mit Großbuchstabe noch kein Teil der Regeln. Die Modalverben „kann“, „müssen“ konnten so geschrieben werden, wie wir sie im Martius-Brief finden („kan“, „müsen“). Allerdings beobachten wir darüber hinaus Freiheiten, die höchstwahrscheinlich sogar aus der Sicht der Orthographie des 18. Jahrhunderts falsch waren.

Der erste auffallende Fehler ist die Bildung „das Geduld“ schon im ersten Satz des Briefes. Das Wort „Geduld“ („Gedult“) ist seit althochdeutscher Zeit bekannt und findet sich vorwiegend als Femininum („die Geduld“), vergleichsweise selten als Maskulinum („der Geduld“); als Neutrum („das Geduld“) ist es nirgends belegt.<sup>29</sup> Ein weiterer Fehler ist die Formulierung „Es thut mir Leid sie so zu schreiben“. Bach verwendet das Verb „schreiben“ meist in Ableitungen („Schreiben“ als Substantiv,<sup>30</sup> „geschriebenen“ als Partizip,<sup>31</sup> aber auch „beschrieben“<sup>32</sup> und „zuschreiben“<sup>33</sup>). Stets steht das Wort jedoch mit dem Dativ. So formuliert Bach im Brief an Johann Friedrich Klemm vom 24. Mai 1738 bezüglich seines Sohnes Johann Gottfried Bernhard: „daß er lerne erkennen, wie die Bekehrung einig und allein Göttlicher Güte zuzuschreiben.“<sup>34</sup> Im Brief an Georg Erdmann vom 28. Oktober 1730 heißt es: „Da aber nun (1) finde, daß dieser Dienst bey weitem nicht so ercklecklich als mann mir Ihn beschrieben ...“<sup>35</sup>

<sup>28</sup> A. Bach, *Geschichte der Deutschen Sprache*, 5. überarbeitete Auflage, Heidelberg 1953, S. 216.

<sup>29</sup> Vgl. Freyer (wie Fußnote 27), 3. Auflage, Halle 1735, S. 318; J. C. Gottsched, *Handlexicon oder Kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freyen Künste*, Leipzig 1760, S. 747; J. C. Adelung, *Kleines Wörterbuch für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Abtheilung*, zweite vermehrte und verbesserte Auflage, Leipzig 1790, S. 127; und auch neuere Wörterbücher: J. C. Adelung, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*, Zweiter Theil (F–L), Wien 1811, S. 467f.; J. und W. Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 4/1, Leipzig 1878, S. 2042; O. Schade, *Altdeutsches Wörterbuch*, Erster Teil (A–O), 2., umgearbeitete und vermehrte Auflage, Hildesheim 1969, S. 285.

<sup>30</sup> Dok I, Nr. 14 (S. 46), Nr. 16 (S. 50), Nr. 19 (S. 55).

<sup>31</sup> Dok I, Nr. 12 (S. 38).

<sup>32</sup> Dok I, Nr. 23 (S. 67).

<sup>33</sup> Dok I, Nr. 42 (S. 107).

<sup>34</sup> Ebenda.

<sup>35</sup> Dok I, Nr. 23 (S. 67).

## 4. Stil

Eine Analyse des Stils der eigenhändigen Briefe J. S. Bachs läßt auch erkennen, daß der Martius-Brief eine Reihe von Wörtern und Wendungen enthält, die für die schriftliche Sprache Bachs nicht typisch sind. Zum Beispiel erscheinen die Wörter „Clavecin“ und „Freunde“ bei Bach äußerst selten.<sup>36</sup> Das Wort „Adieu“ sowie auch die Wendungen „Es thut mir Leid“, „sie so zu schreiben“, „sonst werden wir nie Freunde“ werden in den anderen bis heute bekannten schriftlichen Dokumenten Bachs überhaupt nicht verwendet.

Bachs Briefe weisen gewöhnlich einen äußerst höflichen, wortreichen, aus heutiger Sicht sogar etwas schwülstig wirkenden Stil auf, der sich stets in den von der Etikette geforderten Grenzen bewegt. Selbst in seinen Briefen an den nahen Verwandten Johann Elias Bach, der bei ihm einige Jahre als Haussekretär gedient hatte, behält Bach seinen charakteristischen Stil bei, der auch bei kritischen Bemerkungen nicht aufgegeben wird – etwa bei der Aufzählung der entstandenen Kosten für das aus Schweinfurt übersandte Faß Wein:

„Ohnerachtet der Herr Vetter sich geneigt *offeriren*, fernerhin mit dergleichen *liqueur* zu *assistiren*; So muß doch wegen übermäßiger hiesigen Abgaben es *depreciren*; denn da die Fracht 16 gr. der Überbringer 2 gr. der *Visitator* 2 gr. die *Landaccise* 5 gr. 3 pf. u. *generalaccise* 3 gr. gekostet hat, als können der Herr Vetter selbstn ermeßen, daß mir jedes Maaß fast 5 gr. zu stehen kömft, welches denn vor ein Geschenke alzu kostbar ist. etc.“<sup>37</sup>

Nach dem Zeugnis seines Sohns Carl Philipp Emanuel hatte Bach „bey seinen vielen Beschäftigungen ... kaum zu der nöthigsten Correspondenz Zeit“, konnte also „weitläufige schriftliche Unterhaltungen ... nicht abwarten“.<sup>38</sup> Wie man aber sieht, scheute er, wenn er tatsächlich zur Feder griff, den Aufwand nicht, wortreiche und den Konventionen der Zeit entsprechende Briefe

<sup>36</sup> In den einschlägigen Briefen J. S. Bachs konnte das Wort *Clavecin* nicht gefunden werden (es findet sich im Zeugnis für Friedrich Gottlieb Wild vom 18. Mai 1727; in der überwiegenden Mehrheit der Fälle zog Bach es vor, das Wort *Clavier* zu verwenden); das Wort *Freunde*, das wie *Freünde* geschrieben wurde, erscheint einmal im Brief an Johann Elias Bach vom 6. Oktober 1748: „Mit dem verlangten *exemplar* der Preußischen *Fuge* kan voritzo nicht dienen, indem *justement* der Verlag heute *consumiret* worden; (sindemahlen nur 100 habe abdrucken laßen, wovon die meisten an gute *Freünde gratis* verthan worden)“; vgl. Dok I, Nr. 49 (S. 117). In den Briefen an seinen ehemaligen Schulfreund Georg Erdmann hat der Komponist die Wörter „Freund“ oder „Freünde“ nicht verwendet.

<sup>37</sup> Vgl. Dok I, Nr. 50 (S. 120).

<sup>38</sup> Vgl. Dok III, Nr. 803 (S. 289f.).

zu schreiben. Die zeittypische Vorliebe für lange Sätze und komplexe Formulierungen blieb dabei zeitlebens erhalten. Der Martius-Brief zeichnet sich hingegen durch knappe Formulierungen und kurze Sätze aus. Es ist eine häufig beobachtete Tatsache, daß ein an einfache, kurze Sätze gewohnter Mensch Schwierigkeiten bei der Formulierung von langen, komplexen Sätzen hat, und daß umgekehrt einem an lange, wortreiche Sätze gewohnten Menschen die Formulierung von kurzen, bündigen Sätzen schwerfällt.

## II

Der intensiv betriebenen Suche nach Vera Nikolajewna Jelagina, der Vorbesitzerin des Martius-Briefs, war nur geringer Erfolg beschieden. Sie ist 1996 verstorben, und ihre gegenwärtig in Moskau lebenden Verwandten konnten (oder wollten) keine Auskunft darüber geben, wie der Brief in ihren Besitz gelangt sein könnte. Frau Jelagina war von Beruf Bibliothekarin und arbeitete in einer der Moskauer Volksschulen. Sie stammt nicht aus einem adligen Geschlecht, so daß eine familiäre Überlieferung unwahrscheinlich ist.<sup>39</sup> Allerdings stellte sich überraschenderweise heraus, daß Frau Jelagina 1968 dem Glinka-Museum gemeinsam mit dem Martius-Brief ein weiteres Schriftstück übergab, das heute unter der Signatur *F. 292, Nr. 477* aufbewahrt wird und mit dem Namen Georg Friedrich Händels unterzeichnet ist. Der Brief hat folgenden Wortlaut (siehe auch Abbildung 3):

Herr Wolfe

Ich danke so sehr für ihre mühe undt ich werde nie vergessen wie viel in Verbindung stehe. Heut aber wieder eine Bitte, so ich darf, nemlich wenn Sie wollen, sehen sie es ist ein gewisser Liebhaber der musik (Baronet Heritston) undt er will ein Verzeichniß aller newen musikalischen Werken haben haben [sic], die im Deutschland herausgekommen sind seit ein paar Jahren. Liefern Sie mir möglich eine solche Liste undt wenn es ihnen viele muhe macht so gedenken Sie ein Freundt der ihnen vom Herzen dankbar ist. Leben Sie wohl daß wünscht ewer

London 29 Febr. 1750.

Freundt

Georg Fr. Handel<sup>40</sup>

<sup>39</sup> Es sei hier daran erinnert, daß das Autograph der Violino-I-Stimme zur Kantate BWV 199, das kürzlich im Pusckin-Haus in Sankt Petersburg aufgefunden wurde, im 19. Jahrhundert für die Sammlung der Fürstin Sinaida Jussupowa (1809–1893) erworben wurde, die aus einer der vornehmsten und berühmtesten Familien Rußlands stammt. Vgl. T. Schabalina, *Ein weiteres Autograph Johann Sebastian Bachs in Rußland: Neues zur Entstehungsgeschichte der verschiedenen Fassungen von BWV 199*, BJ 2004, S. 11–39, speziell S. 14.

<sup>40</sup> Es sei hier eingestanden, daß das Entziffern von Händels Brief eine ziemlich

Die Ähnlichkeit mit dem vorstehend diskutierten Brief ist nicht zu übersehen. Wir finden dieselbe Gestaltung, den charakteristischen Federstrich über dem Namen, dieselben Abweichungen von den stilistischen Normen der damaligen Zeit, dieselben Eigentümlichkeiten der Kurrentschrift. Besondere Aufmerksamkeit beansprucht das Datum 29. Februar, da das Jahr 1750 kein Schaltjahr war und folglich der Februar nur 28 Tage hatte. Bemerkenswert ist auch, daß der Brief in deutscher Sprache geschrieben wurde, obwohl Händel zu diesem Zeitpunkt bereits fast 40 Jahre lang in England gelebt hatte und seit langem seine Korrespondenz auf Englisch führte; wenn er sich an Landsleute wandte, schrieb er gewöhnlich auf Französisch (etwa in seinen Briefen an Telemann und Mattheson).

Es mag an dieser Stelle der Hinweis genügen, daß auch in diesem Fall Form und Stil drastisch von Händels Gepflogenheiten und Konventionen abweichen. Dies betrifft so zentrale Merkmale wie die Anrede (bei Händel meist „Sir“ oder „Monsieur“), die Schlußformel, das Datum (speziell das für Briefe an Empfänger auf dem Kontinent übliche doppelte Tagesdatum nach Julianischem und Gregorianischem Kalender), die Topographie des Brieftexts und den Gebrauch der Kurrentschrift.

Das Papier des vorliegenden Briefes weist ein gut sichtbares Wasserzeichen auf: das Monogramm „AS“. Die Stege verlaufen senkrecht mit einem Abstand von 24 mm, wobei einmal die Stegweite nur halb so groß ist. Das Monogramm „AS“ findet sich in den einschlägigen papierkundlichen Standardwerken lediglich einmal, und zwar als Gegenzeichen des Holländischen Freiheitslöwen.<sup>41</sup> Es ist daher ohne weiteres möglich, daß das Papier für die Bach und Händel zugeschriebenen Briefe ursprünglich einen Bogen bildete.<sup>42</sup>

Der Brief Händels befindet sich in einem Umschlag aus blaugrauen Papier, in dem sich das Wasserzeichen „Pro Patria“ und das Monogramm „J F V | B & H“ ausmachen lassen. Auf der Vorderseite findet sich die Aufschrift „Musik Compositoren | Georg Fridrich Handel“; sie stammt von derselben Hand wie die Beschriftung des Umschlages für den Bach-Brief.

Es erhebt sich die Frage, ob die beiden Briefe von derselben Person geschrieben wurden. Zur Klärung dieses Problems wurde ein Schriftsachverständ-

---

schwierige Aufgabe war. Manche Wörter und auch der Name des Empfängers werden in der Form wiedergegeben, die nach Meinung der Autorin dieses Beitrags am plausibelsten erscheint. Die Möglichkeit einer anderen Deutung der Namen und einzelner Wörter ist nicht ausgeschlossen.

<sup>41</sup> Vgl. W. A. Churchill, *Watermarks in Paper in Holland, England, France etc. in the XVII and XVIII Centuries and their Interconnection*, Amsterdam 1935, S. 69 (Nr. 84). Nach den Angaben bei Churchill ist dieses Papier 1746 belegt.

<sup>42</sup> Die Formate der beiden Briefe stimmen nicht überein. Die Lage der Wasserzeichen zeigt allerdings, daß die Briefbogen stark beschnitten worden sind.

diger konsultiert. Die vom juristischen Institut „Quattro“ in Sankt Petersburg durchgeführte Untersuchung (Gutachten vom 5. April 2005) hatte allerdings zum Ergebnis, daß die vorgelegten Briefe von verschiedenen Personen geschrieben wurden. Die übereinstimmenden Merkmale der beiden Handschriften sind durch die Nachahmung der für den Schreiber offenbar ungewohnten Kurrentschrift zu erklären. Dennoch ist es unwahrscheinlich, daß zwischen den beiden Briefen keine Verbindung besteht. Sollte es sich nicht einfach um Fälschungen handeln, wäre denkbar, daß zwei Originalbriefe zunächst von einem Redakteur exzerpiert und später von zwei Personen (Eheleute, Geschwister, Freunde) nochmals kopiert wurden. Offenbar war die Muttersprache des Bearbeiters und/oder der Abschreiber nicht Deutsch.

Im Fall des Händel-Briefes mit seinem „unmöglichen“ Datum deutet manches auf eine Fälschung oder gar einen Scherz. Auch lassen sich die in diesem Brief genannten Personen nicht identifizieren. Im Falle Bachs hingegen erscheinen die Einzelheiten zu stimmig, um einfach erfunden worden zu sein. Nach Ermittlungen von Hans-Joachim Schulze bezieht sich das Mahnschreiben auf „den Gastwirt, Hochzeits- und Leichenbitter Johann Georg Martius oder – wahrscheinlicher – ... dessen Sohn Johann Heinrich, der schon 1732 als Adjunkt des Vaters nachweisbar ist und später dessen Amt übernahm. Mit dem ‚Clavecín‘ könnte ein Instrument gemeint sein, das Bach vor Beginn der musiklosen Fastenzeit (3. 3. bis 7. 4.), möglicherweise für eine Haustrauung oder Hochzeitsfeier verliehen hätte; die Fristangabe von ‚5 Tagen‘ deutet auf das Fest Mariä Verkündigung (25. 3.), an dem ausnahmsweise Figuralmusik aufgeführt wurde“.<sup>43</sup>

Vielleicht können in Zukunft eine verfeinerte philologische Analyse sowie die Untersuchung der verwendeten Tinte und des Schreibwerkzeugs weitere Aufschlüsse geben. Bis dahin erscheint es jedoch ratsam, die Echtheit der beiden Dokumente anzuzweifeln. Vorsicht ist speziell im Falle Bachs angebracht, da – im Unterschied zum Brief Händels, der zum ersten Mal in diesem Artikel vorgestellt wird – der ihm zugewiesene Brief im biographischen Schrifttum bereits mehrfach und ohne Bedenken als authentisches Dokument zitiert wurde. Wie man aus der Geschichte der Bach-Forschung weiß, ist die Bezeichnung „Echtheit angezweifelt“ allerdings sehr wichtig, denn sie vermag uns vor falschen Vorstellungen auf dem schwierigen Weg der Erkenntnis des Werkes dieses großen Komponisten zu schützen.

*Tatjana Schabalina* (St. Petersburg)

(Übersetzung: *Albina Bojarkina* und *Alejandro Contreras Koob*)

<sup>43</sup> Dok III, S. 627. – Falls das Datum – was wahrscheinlicher ist – als 26. März zu lesen ist, kann allerdings die Verbindung mit dem Fest Mariä Verkündigung (25. März) zutreffen; immerhin wäre dann an das bevorstehende Osterfest zu denken.

Die Verfasserin dankt allen, die diese Arbeit mit Ratschlägen und Hilfe unterstützt haben: Prof. Dr. Hans-Joachim Schulze (Leipzig), Dr. Edwin Werner (Halle), Dr. Lucinde Braun (Dresden), Bob Lüder (Berlin), Dr. Elena Petruschanskaja (Moskau), Prof. Dr. Mikhail Saponov (Moskau), Dr. Valerij Jerokhin (Moskau), Dr. Galina Fjodorowa (Sankt Petersburg), Albina Bojarkina (Sankt Petersburg) und Alexej Lebedev (Sankt Petersburg). Die Faksimilewiedergabe der Briefe erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Glinka-Museums. Die Verfasserin dankt der Direktion und den Mitarbeitern des Museums für die Erlaubnis, die Originale einzusehen und abzubilden.



Abbildung 1. J. S. Bach (?), Brief an Herrn Martius, 20. (26.?) März 1748.  
Glinka-Museum Moskau, Signatur: *F. 292, Nr. 476*

Abbildung 2. J. S. Bach (?), Brief an Herrn Martius, Umschlag

Abbildung 3. G. F. Händel (?), Brief an Herrn Wolfe, 29. Februar 1750.  
Glinka-Museum Moskau, Signatur: *F. 292, Nr. 477*





Komponist

Johann Sebastian Bach

Vryheid

Abbildung 2

Herrn Exzellenz

Ist danken Sie sehr Oben ich würde auch  
 ich würde mir ungeschwie wir sind in  
 Verkündigung haben. Ich aber wieder  
 mich bitten, so ich darf, umzufuß  
 wenn Sie wollen es geben Sie es ist  
 ein gewisser Briefsteller der nunmehr  
 (Namentlich Heindorf) würde es will eine  
 Zwischenzeit aber daraus mündlich  
 Nachbar haben es haben, die in Briefe,  
 und vorausgehender fünf sind ein  
 dass es geben. Einigen Sie wie möglich  
 einen Briefe diese mit wenn es ihnen  
 nicht möglich war, so zu denken Sie  
 nicht kommt der ihnen von jeder  
 Landezeit ist. Geben Sie wohl  
 dass möglich war  
 London 29 Febr. 1750.

Georg J. Handel